

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 160.

Mittwoch, 12. Juli.

1916.

Die Braut aus Kanada.

(22. Fortsetzung.)

Roman von Hedda von Schmitz.

(Nachdruck verboten.)

Ein kleines Tannenbäumchen, nur mit weißen Wachskerzen geschmückt, brannte in der Kinderstube bei Gaendlers in Charlottenburg.

Knut und Hans trugen schwarze Samthöschchen und weiße Matrosentittel mit schwarzem Schlipf.

Ihre Mutter schlief nun schon seit Wochen ihren letzten Schlaf im fernen Dabos.

Bei völlig klarer Besinnung hatte Frau Hannchen vor ihrem letzten Ende ihre letztwilligen Verfügungen getroffen. Sie war so schwer gestorben, die arme, junge Frau. So recht aus dem Glück hinaus war sie aus dem Leben gegangen, von dem sie doch soviel erhofft hatte. Das größte Opfer, das sie ihren Kindern gebracht war, daß sie darauf verzichtet hatte, die Kleinen vor ihrem Tode noch einmal an ihr Herz zu schließen. Doktor Gaendler hatte die beiden Knaben nach Dabos bringen wollen. „Nein, Franz, nicht, es ist besser, sie behalten mich so im Gedächtnis, wie ich vor meiner Krankheit war. Hängt ein Bild von mir in ihre Stube, ein großes, gutes Bild — laß mein Brautbild vergrößern, Franz. Den Kindern würde grauen vor mir, wenn sie mich in meiner abgezehrten Gestalt jetzt sehen würden. Und der Abschied von ihnen nach diesem letzten Wiedersehen wäre ein zweifacher Tod für mich. Und Küssen könnte ich sie nicht, am Ende steckte mein Hauch sie an, würde ich denken. Thea ist ja bei ihnen, Franz, und bleibt bei ihnen, Thea ist gut.“

Sie starb in den Armen ihres Mannes und wurde, so wie sie es gewünscht hatte, in Dabos begraben.

Heute, am Weihnachtsmorgen, waren die Sachen der Verstorbenen aus Dabos angelangt.

Thea beeilte sich, alles fortzuräumen und zu verpacken, bevor die Mutter und der Schwager vom Kirchhof und aus der Kirche zurück waren.

Frau Gröning litt sehr darunter, daß ihre beiden Kinder fern von der Heimat ihre letzte Ruhesstätte gefunden hatten. Es wäre ihr ein großer Trost gewesen, die lieben Gräber zu schmücken und zu pflegen. So war sie denn heute wenigstens zu ihres Mannes Grab hinausgefahren.

Das Haus ihres Schwiegersohnes war ihr eine rechte Heimat geworden, sie hatte es längst verschmerzt, ihre eigene Wirtschaft aufgegeben zu haben. Thea leitete den ganzen Hausstand. Ohne daß sie die Kochschule besucht und sich früher zu Hause in der Wirtschaft betätigt hatte, wußte sie nun in allem Hauswirtschaftlichen genügend Bescheid, hatte es von selber erlernt. Die Kinder hingen mit großer Liebe an ihr — wer die näheren Umstände nicht kannte, hätte auf eine glückliche Familie — Vater, Mutter und Kinder — schließen können, wenn man den Doktor, seine Schwägerin und die beiden Knaben auf Spaziergängen zusammen sah. Oder wenn Thea des Abends, Wäsche stopfend, im Wohnzimmer saß, die Mutter ihre gewohnte Patience legte und der Hausher in seinem Schreibzimmer nebenan arbeitete. Es war also, als wäre Frau Hannchen niemals die Seele dieses friedlichen Kreises gewesen, als hätten

helle Kinderstimmchen ihr in den Räumen hier, die sie so sehr geliebt, niemals zärtlich den Mutternamen gegeben. . . sie trauerten ja alle um die Dahingeshiedene, aber wohl nur die alte Mutter empfand den Verlust als etwas Unersehbliches. An die anderen, die Jüngeren, trat das Leben beständig mit seinen Tausenden von Fragen heran, Frau Gröning jedoch schaute von Tag zu Tag mehr in die Vergangenheit, als daß sie ihre Blicke in die Zukunft schweifen ließ.

Die Kinder freuten sich an dem Tannenbäumchen, das die Tante Thea für sie aufgeputzt hatte.

Sie kramte hastig in einer geschlitzten Truhe, auf deren Boden sie die Sachen der Schwester versenkte. Sie mochte den Reisekoffer nicht über die Feiertage hier herumstehen lassen, das Mädchen sollte ihn noch heute auf den Sängeboden schaffen.

Ganz sachte und vorsichtig bettete Thea Stüd für Stüd in die Truhe, da waren Bücher, welche die Kranke gelesen hatte, hier ihre Schreibmappe mit dem Lederetui für Federn und Bleistifte.

Ein Briefblatt glitt zwischen den Lössseiten der Mappe hervor, und Thea griff danach. Das Datum stand obenan — die Kranke hatte die Zeilen hier kurz vor ihrem Tode geschrieben — zuerst mit großer Schrift die Buchstaben hingemalt, dann, wohl von Schwäche übermannt, hatte sie schwer leserliche Zeichen hingekritzelt.

Thea las — und die Buchstaben tanzten vor ihren Augen, aber sie konnte nicht anders, sie mußte den angefangenen und nicht beendeten Brief, den Frau Hannchen an ihren Gatten gerichtet hatte, bis zur letzten Zeile lesen, und die lautete: „Ja schreibe dir dies alles auf alle Fälle, lieber Franz, ich hoffe, es dir aber noch mündlich sagen zu können, du kommst ja bald zu mir.“

Thea schrak empor, als der kleine Hans angelaufen kam: „Tante Thea, meine Eisenbahn will auf einmal nicht mehr fahren — und die Giraffe aus dem Zirkus hat schon keinen Kopf mehr, Tante Thea, mach ihn schnell an.“

„Ja, mein Jungchen, gleich — gleich — ich komme, lauf du nur wieder zu deinen Spielsachen. . .“

Verwirrt strich sich Thea über die Stirn. Dann schob sie hastig das Briefblatt in die Mappe zurück, legte sie obenan in die nun gefüllte Truhe und schlug den Deckel zu. So — das wäre besorgt — die Arbeit für die Tote war getan, nun hieß es wieder den Lebenden geben, was ihnen zukam. . . Und wahrlich — Thea Gröning hatte genug zu tun, angefangen von Bubis Giraffe, der sie zu ihrem Kopf verhelfen mußte, bis zu den unendlich vielen kleinen und großen Obliegenheiten, die ihr zugefallen waren. Auch Tante Viete war mit den Jahren anfällig geworden. Die aufregende Zeit in Dabos hatte ihr nicht gut getan. Sie bedurfte häufig Theas Pflege. Es war auf, daß Heino Gellern zu Anfang der diesjährigen Winterfaison an einer namhaften Berliner Bühne ein Engagement erhalten hatte. Ob-

gleich er anderswo viel besser logiert gewesen wäre, hatte er doch wieder die bescheidene Stube bei Tante Viete bezogen.

„Für einen Künstler von Beruf ist der Heino wirklich selten vernünftig in praktischen Dingen“, sagte Tante Viete anerkennend, und ging ihn in finanzieller Hinsicht — sie verwaltete ihr kleines Vermögen selber — oft um Rat an.

Wenn Thea bei ihr saß und ihr zwei Duzend Nähnadeln — zwölf mit weißem und zwölf mit schwarzem Zwirn für die ganze Woche auf Vorrat einrädelte, denn Tante Vietes Sehkraft ließ zu wünschen übrig — dann lobte sie Heino über den grünen Klee, und einmal verriet sie bei solcher Gelegenheit, daß er mit Henrika im Briefwechsel stehe und fügte dann hinzu: „Ich hab's ihm auch gesagt, da er sich zu Henrikas Ritter aufgeworfen hat, soll er sie heiraten, aber er schüttelte mit einem sonderbaren Nöcheln stumm mit dem Kopf — entweder hat sie ihm einen Korb gegeben oder ihm steckt eine andere im Sinn.“

Tante Viete und Heino sollten an diesem Weihnachten bei Gaenders, wo nur in den Herzen der Kinder Jubel herrschte, wo die Trauer um die dahingeschiedene Hausfrau noch so frisch war, nicht fehlen.

Thea hatte die letzte Hand an den Abendbrottisch gelegt, Edeltannenzweige in hohen Kristallvasen geordnet, als es schellte, und Tante Viete und Heino erschienen.

Während das alte Fräulein Schwägerin und Neffen begrüßte, trat Heino auf Thea zu. Er hatte ihr einen Strauß weißer Rosen gebracht — ihr Blumen zu schenken, das konnte er nun einmal nicht lassen, bloß, daß er sie sich jetzt nicht mehr „vom Munde abzusparen“ brauchte. Dann zog er ein Briefkuvert aus der Brusttasche seines schwarzen Gehrockes und reichte es verstoßen Thea: „Nachher öffnen“, sagte er leise.

Als Thea, eine Minute des Alleinseins benutzend, das Kuvert öffnete, fiel ihr eine Photographie entgegen: „Herzlich gedenkt Deiner und der Deinen eine, die Dich bittet, sich ihrer dann und wann freundlich zu erinnern — sie nicht ganz zu vergessen. Henrika.“

Thea starrte das Bild an — sie begriff nicht: war das wirklich Henrika, die ehemalige Braut aus Kanada, die von ihr mit einem stürmischen Überschwang begrüßt worden war und die nachher alle Angehörigen ihres Verlobten so sehr enttäuscht hatte? . . .

Dieses entzückende Frauenbildnis sollte Henrika dy Santos sein? „Unmöglich“, dachte Thea, aber dann erkannte sie die vertrauten Züge. . . . Welch ein herrlicher Schwan war aus dem häßlichen, grauen Entlein geworden. . . . In einer guten Stunde wollte Thea das Bild ihrer Mutter zeigen — der Platz einer Tochter war ja leer geworden, vielleicht würde die alte Frau nun dem fremden Mädchen, das Hanfemann ihr vor acht Jahren über den Ozean hergeschickt hatte, Herz und Arme öffnen. In das Anschauen des Bildes versunken, empfand Thea, daß sie niemals aufgehört hatte, Henrika gern zu haben, und wenn damals ihr eignes Herzeleid, der seelische Kampf, in dem sie gestanden, sie nicht so sehr beherrschte hätte, so würde sie sicherlich versucht haben, Henrika näherzukommen, Verständnis für die Fremde zu gewinnen. Sie zieh sich einer Unterlassungssünde Henrika gegenüber, und als Heino wiederum zu ihr trat, sagte sie leise:

„Wir haben Henrika allesamt nicht zu nehmen gewußt, wir tragen selber die größte Schuld daran, daß sie uns davonlief.“

„Es geht ihr sehr gut“, berichtete Heino, „sie wird auch gewiß, sobald die Zeit dazu gekommen ist, die Räden, die sie hier so gewaltsam zerriß, wieder anknüpfen wollen.“
(Fortsetzung folgt.)



Kein kühner Streiter hält den Feind gering.

Goethe (Iphigenie).

Moderne Literatur.

Ebenso wie das Publikum heutzutage sowohl im Theater wie bei der Lektüre leichtere oder wenigstens ablenkende Sachen bevorzugt, treibt es auch die Dichter in dieser ernstesten Zeit, sich in ihrer Phantasie auszuleben, sich in eine andere Welt zu versenken, etwas Ungewöhnliches zu gestalten. Und als die Folge dieses Dranges haben die meisten der neuer-scheinenden Bücher ein eigenartiges Thema oder spielen in fremden Ländern.

Nach China führt uns der neue Roman Alfred Döb-lins: „Die drei Sprünge des Wang-lun“ (E. Fischer, Verlag, Berlin). Mit großer Geschicklichkeit paßt sich der Verfasser den fremdartigen Typen an, die er schildert und entrollt. Bis ins Kleinste beobachtete und durchstudierte Bilder aus dem chinesischen Sektens- und Verschwörerewesen führt er uns vor. In einer etwas schweren, oft ermüdend ausmalenden Sprache beschreibt er die fanatischen, religiösen und sinnlichen Orgien der Sektierer, schildert die epileptischen Naturen der Führer und hat seine Freude an den sich immer wiederholenden Darstellungen ihrer Anfälle und Ekstasen. Man interessiert nicht das Tun seiner Helden, nicht die Revolution, die er beschreibt, sondern das, was im Inneren dieser fatalistischen, abergläubischen Fanatiker geschieht. Aber statt ihre Psyche zu analysieren, beschreibt er wiederum nur die sich in Worten oder Taten äußernde Wirkung ihres seelischen Zustandes; und das ist schuld daran, daß wir die Beweggründe der Handelnden schwer erraten können und so manches an dem sonst sehr guten Buche unklar bleibt.

Viel schwächer sowohl an Gestaltungskraft wie an Lebendigkeit der Schilderung, dafür aber in leichterer Sprache und unterhaltenderer Weise geschrieben ist der neueste Roman von Otto Flake: „Horns Ring“ (E. Fischer, Verlag, Berlin). Noch einmal taucht hier der geheimnisvolle Ring auf, der seinen Besitzer unsichtbar macht, aber er scheint die Kraft zu den wunderbaren Abenteuern verloren zu haben, die ihm solchen Reiz in den früheren Sagen verlieh. Er dient bei Flake nur zur Steigerung der Spannung und Erklärung des plötzlichen Niederganges des Helden, was ebenso gut durch die ja doch nicht fehlende Beerbung eines reichen, amerikanischen Onkels gemacht werden konnte, und erweist sich zum Schluß, in einer sehr billigen Lösung, als ein Traumgepsinst. Auch der Held des Buches, der Lehrer Horn, der sich, in dem Orange, das Leben zu genießen, an der Schwelle der Dreißiger, aus dem Lehramt freimacht, und nach Berlin kommt, um sich gleich die Fesseln der Liebe anzulegen, ist eine leblos wirkende, abstrakte Gestalt. Er ist eigentlich nur der Träger der Gedanken Flakes, der darin über das ganze moderne Gesellschaftsleben, seine Sitten usw. räsoniert. Daneben lesen wir aber auch sehr gute Darstellungen der Eindrücke der Großstadt und des Harzes auf einen Dichter.

Eindrücke will auch der ganz moderne W. Altvater von Altvaterleben in seinen „Gedanken und Stimmungen“ (Arel Junker, Verlag, Berlin-Charlottenburg) wiedergeben. Mit wenigen Worten in ein paar ganz kurzen Sätzen zaubert er Bilder vor uns her, um sie dann ebenso schnell in andere übergehen zu lassen. Wir finden in diesen Skizzen weiche Stimmung und feine dichterische Empfindung, doch leider auch sehr viel Manie. In der Sucht nach Originalität schreibt Altvaterleben unzählige Gedankenstriche ein, schreibt Sätze aus lauter Adjektiven hin und spart an Verben. — Schade! — Weniger Effekt — — mehr Inhalt! (Um in der Art des Verfassers zu sprechen.)

In eine gänzlich andere Welt versetzen uns die „Erinnerungen aus galanter Zeit“ von Giacomo Casanova, mit denen der Wilhelm Borngräber-Verlag, Berlin, kürzlich seine Bibliothek des galanten Zeitalters bereichert hat. Es ist eine Auslese aus der großen Ausgabe der „Memoiren“ dieses letzten großen Lebenskünstlers der alten Zeit, welche nur seine Libesabenteuer umfaßt. Doch auch diese genügen schon, um den Geist dieses Florentiners, des Sohnes einer Schauspielerin und Enkels eines Schusters, zu bewundern, der ihn an die ersten Höfe und in die beste Gesellschaft Europas gebracht und ihn überall willkommen sein ließ, bis irgend ein Skandal, irgend eine Intrige ihn weiter trieben. Seine Erlebnisse sind keine platten, sich ewig wiederholenden Liebesgeschichten, sondern reizende Novellen, amüsant, leicht-

finnig und doch wahrheitsgetreu. Die Zeichnungen des Marquis v. Bayros illustrieren aufs beste die Abenteuer.

Natürlich darf unter den Büchern, die uns in andere Welten führen, auch das letzte Werk des leider so früh verstorbenen Paul Scheerbart: „Das graue Tuch und zehn Prozent Weiß“ nicht fehlen. Diesmal jagt aber der feine Phantast und Humorist nicht wie gewöhnlich im Kosmos herum, sondern bleibt hübsch ruhig auf der Erde und wendet sich architektonischen Problemen zu: der Glasarchitektur. Aber auch hier findet er Gelegenheit, seiner Phantasie Zügel schießen zu lassen und bietet uns ein Buch, das wohl in jedem Leser eine dauernde, angenehme Erinnerung zurückläßt.

M. Charol.

22 = Bunte Welt. = 22

Aus der Kriegszeit.

Einige Worte für den Liebesdienst. Nach nichts verlangen die meisten Feldgrauen, wenn sie sich in Ruhestellung oder auch im Lazarett befinden, mehr, als nach einem guten Buche. Das Aufregende, Nervenaupeitschende der Kampfart an der Front bedingt in den Tagen des Ausruhens oder der Heilung die notwendige Entspannung. Um nicht über Gedanken nachzuhängen, um eine Ablenkung zu haben, greift man zu einem guten, am besten humoristischen Buch. Es ist oft wunderbar, wie rasch dadurch die Schatten der Mißstimmung und des Überdrußes weichen und eine geruhige Seiterkeit Herz und Sinn füllen. Besonders erfreulich war es mir immer, zu sehen, wie einfache Leute, die vor dem Krieg meist ein schweres Handwerk ausübten und wohl selten in ein Buch sahen, wie diese Leute draußen in ihrer freien Zeit mit einer wahren Gier alles zusammenlesen, was ihnen in die Finger kam. Und ich fand bei ihnen nicht selten ein Verständnis, eine Fähigkeit für die Beurteilung über den Wert irgend eines Wertes, die mich staunen machte. Das Herz muß einem aufgehen, wenn man sieht, welche Schätze in der Seele unseres Volkes verborgen liegen! Und welch feinen, instinktfeineren Sinn der „Ungebildete“ für das Beste unserer Literatur hat! Es ist ganz erklärlich, daß es der Humor fast allen angetan hat. Man sehnt sich wieder nach Frohsinn, nach Lachen, in dem Vergessen oder leichteres Hinwegkommen über das Unabänderliche, Tatsächliche liegt. Und da entfinne ich mich — es war nach ein paar schweren Kampftagen — eines ganz besonders köstlichen Buches, das der Reihe nach in alle Quartiere wieder das echte, herz-lesende Lachen getragen hat, das wir endgültig verloren zu haben glaubten. Es war Rudolf Pressers „Von Leuten, die ich lieb gewann“. Einer hat vorgelesen, und die anderen haben sich die Lachtränen gewischt. Und wir haben noch mehr von ihm kommen lassen und haben von neuem gelacht. Neben diesem hat unser Vaterland noch eine ganze Anzahl Humoristen, die einem durch ihre Werke auch manche frohe Stunde in den Ernst des Kampfes draußen tragen können. Darum sage ich: Wenn ihr uns heute weniger Würste und andere Lebensmittel mehr ins Feld schicken könnt — schickt uns wenigstens das Lachen! Schickt uns Zerstreung! Schickt uns gute, frohe Bücher ins Feld und ins Lazarett! Ihr macht manchem braven Kell eine wirkliche, echte Freude damit!

Karl Eiber.

Eine Neuerung in der deutschen Industrie. Der Mangel an Messing und Kupfer hat einen Erfinder auf den Gedanken gebracht, einen Ersatz zu schaffen, der auch unsere Heeresleitung interessieren wird, da es sich u. a. um Herstellung von Patronenhülsen handelt. Das dazu gehörige Rohmaterial ist in großer Menge in Deutschland zu haben; seine Herstellung ist billig. Ausgeschlossen ist Kasten oder Oxidieren; auch die Feuergefährlichkeit wie die Explosion des Zünders ist ausprobiert, und es haben sich keinerlei Nachteile gezeigt. Eine Gewichtersparnis von mindestens 3 bis 4 Gramm für jede Ration ist festgestellt, so daß der Soldat bei gleichem bisherigen Gewicht eine erheblich größere Anzahl von Munition mit sich führen dürfte. Dieses neue Material hält einen Gasdruck von mindestens 4000 Atmosphären aus, und die Zündglocke ist so hart gepreßt, daß auch bei Beschuß kein Zündhütchen herausfallen kann. Da sich nun das Material im kalten Zustand ziehen läßt, so berechtigt es auch zu anderen Zwecken der Industrie, wie z. B. zur Herstellung von Ausstoßröhrchen für die

Zigarettenhülsenmaschinen, die bisher auch aus Metallen hergestellt wurden, nunmehr aber durch die neue Masse den Vorzug haben, daß die Röhrchen billiger und infolge ihrer Elastizität noch haltbarer sind. Außerdem haben sie ein sauberes Aussehen, und bedeutende Fabriken haben diese neuen Röhrchen als durchaus brauchbar befunden. Aber auch zu weiteren Zwecken, als Ersatz für Weißblech, Aluminium und Zelluloid wird diese neue Erfindung für die Zukunft von Bedeutung sein.

(Zens. N₃.)

Die englische Offiziersmesse im Frieden und im Kriege. In dem Maße, in dem die Engländer sich gezwungen sehen, dem Drängen ihrer Bundesgenossen nach fühlbarer militärischer Mitarbeit nachzugehen, ändern sich auch Eigenart und Sitten des britischen Landheeres. Die Einstellung der Decôr-Freiwilligen, die Umwandlung einer Armee von Kolonialsoldaten und arbeitscheuen Elementen in eine Art Bürgerheer und endlich die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht haben dem englischen Militärwesen sowohl innerlich wie äußerlich einen neuen Charakter gegeben. Einer Schilderung dieser Umwandlung in der „Daily Mail“ entnehmen wir eine charakteristische Beschreibung des Lebens und der Gebräuche in einer durchschnittlichen englischen Offiziersmesse vor Kriegsausbruch und in der Gegenwart: „Die englischen Offiziersmessen haben sich völlig verändert. Wer als Angehöriger der Armee Gelegenheit hatte, vor dem Kriege englische Offiziersmessen zu besuchen und die jetzigen Zustände mit den damaligen Eindrücken vergleicht, muß einen sehr merkwürdigen Unterschied erkennen. Als ich, aus dem Felde zurückgekehrt, wieder nach zweijähriger Pause in die Offiziersmesse des Reserve-Regiments meines alten Regiments kam, war ich erstaunt über die Veränderungen, die hier vor sich gegangen waren. Im Frieden, als die Armee hauptsächlich aus Expeditionstruppen bestand, ging in den Messen alles mit Pomp und noch feierlichen Regeln vor sich. Die Tafel war nach vorgeschriebener Sitte mit dem Silberzeug des Regiments bedeckt, und Diener in dunklen Livreen brachten die Speisen. Die Offiziere trugen mehr oder weniger kostspielige Messe-Uniformen und Leberhosen nach modischer Schnitt. In die geschliffenen Kristallgläser wurde alter Portwein gegossen, und das Ganze glich einer Zeremonie in einem vornehmen Privatklub. Niemand durfte vom Tisch aufstehen, bevor der Oberst das Zeichen gab, und niemand durfte vor einem bestimmten Zeitpunkt eine Zigarette anzünden. Nach 8 Uhr abends durften zwar auch Offiziere in Khaki nach Einholung einer besonderen Erlaubnis eintreten, doch war es nicht zulässig, daß sie in ihrer gewöhnlichen Uniform an der großen Tafel Platz nahmen. Heute sind alle diese überlieferten Regeln vollkommen über den Haufen geworfen. Man sieht nicht mehr die teuren Messe-Uniformen, ja, die neuen Offiziere denken überhaupt nicht daran, sich solche anzuschaffen. Die Gesellschaftsräume sind leer, dagegen ist das Speisezimmer stets überfüllt, woraus man ersieht, daß aus einer gesellschaftlichen eine praktische und höchst bürgerliche Einrichtung geworden ist. An der Mittagstafel sitzen Offiziere der verschiedensten Grade in den verschiedensten Uniformen nebeneinander und die feierlichen Diener sind verschwunden. Auch werden die Offiziersmessen abends halb verlassen, da auffallend zeitiges Schlafengehen üblich ist. Nach 10 Uhr kann man weder für Geld noch für gute Worte Whisky und Soda bekommen. Die Gespräche an der Tafel beschäftigen sich nicht mehr mit Gesellschaftsklatsch, Geldangelegenheiten und Sport, vielmehr spricht man von Vöndern, Maschinengewehren und anderen Kriegsdingen. Der alte trübselige Gang der englischen Offiziersmessen ist entschwunden, der Krieg hat auch hier ein neues, weniger rücksichtsvolles und weniger bequemes Leben eingeführt.“

Franzosen hinter der Front — wie sie sind und wie sie sein sollen. Das folgende, in seiner ganzen Anlage und seinem Stil echt französische Stimmungsbild findet sich unter dem Titel „Das Ende der Welt“ im Journal des Débats: „Ein schöner warmer Frühlingsmittag in den Parkanlagen des Luxembourg. Die Bänke rings um den Teich sind von Bewohnern des angrenzenden Viertels besetzt. Die Leute sitzen dicht nebeneinander, z. T. in das Studium der letzten Ausgabe des Heeresberichtes versenkt, z. T. damit beschäftigt, den wahrscheinlichen Verlauf der Ereignisse an der Front und die Dauer des Krieges zu erörtern. Die einen sind der Meinung, daß der Krieg seinem Ende nahe ist, die anderen, daß er noch Jahre dauern werde. Dabei hört man jedoch nur scharf entgegengesetzte Ansichten, ein Mittelweg

wird, wie dies dem Charakter der leicht erregbaren Kleinbürger entspricht, kaum berührt. Oft schreien diese Gartenbankstrategen sich laut an, und man hört Auserungen, die mehr leidenschaftlich als logisch sind. In einer Ecke der Anlagen hat sich eine kleine Familie niedergelassen. Ein Herr mit grauem Bart, allem Anschein nach ein gelehrter Professor, seine bejahrte Frau, ihre Schwiegertochter und zwei Enkelkinder. Die beiden Alten sprechen von ihrem Sohn, der bei Verdun im Feuer steht, die junge Mutter blickt stumm und nachdenklich mit gesenktem Kopf auf ihre Handarbeit. Das eine der beiden kleinen Mädchen spielt mit einer Puppe, das andere, kaum im schulpflichtigen Alter, bedeckt eifrig ein Stück Papier mit ungelenten Schriftzügen. Die Großmutter ist kranzig und angstfüllt und gibt sich nicht die Mühe, ihre Stimmung zu verbergen. Sie jammert über den großen Krieg, über seine Schrecken und Wunden, über die Zerstörung hoffnungsvoller Glätten, und sie spricht von Aufständen und Revolutionen, die sie für die allernächste Zeit voraussieht. „Ich habe niemals Prophezeiungen geglaubt,“ ruft sie aus, „aber nun will ich selbst eine Prophezeiung aussprechen: Dieser Krieg bedeutet das Ende Frankreichs, das Ende Europas, das Ende der Welt. Ja, die ganze Welt wird untergehen, und ich hoffe bald genug zu sterben, um dies nicht mehr mitanzusehen zu müssen!“ Der alte Professor schüttelt bekümmert das Haupt und sucht seine Frau zu trösten, indem er methobische Regeln und alle mögliche Auserungen berühmter Philosophen anführt, um sie davon zu überzeugen, daß alles wieder besser werden müsse. Das Ältere der beiden Enkelkinder aber bricht plötzlich in Tränen aus und schreit immer wieder: „Ich will nicht das Ende der Welt, ich will nicht, daß die Welt untergeht, ich bin ja noch so klein, ich will es nicht! . . .“ Und wieder schluchzt es herzerbrechend. Die junge Mutter aber beugt sich über das ruhig weiter kribelnde kleinere Mädchen und fragt, was es tue. „Ich schreibe an meinen Poilu,“ erwidert der Knirps, ohne von dem zerknitterten Papier aufzusehen. Da springt der Professor freudig auf. „Laß Dich umarmen,“ ruft er aus, „die du das wahre Wort unserer Zeit und unseres Volkes gesprochen hast. Solange du und beinesgleichen an einen Poilu schreiben, wird und kann die Welt nicht untergehen!“

Deutschtum in Rumänien. Nicht nur in Polen, sondern auch in Rumänien war das Deutschtum in nicht zu unterschätzender Weise seit Jahrhunderten auf wirtschaftlichem und kulturellem Gebiete tätig. Wie in Ungarn und Polen, so läßt auch in Rumänien die Geschichte der Deutschen sich bis in die letzten Jahrhunderte des Mittelalters zurückverfolgen. Gerade heute, da die französische und russische Agitation in Rumänien, die besonders während des letzten Jahrzehnts mit Eifer tätig war, umfassend betrachtet zu werden vermag, verdient ein Rückblick auf die Leistungen deutscher Arbeit und deutschen Rechts in Rumänien, wie ihn der Grazer Universitätsprofessor Dr. Heimund Fr. Raimold in der bei der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart erscheinenden „Deutschen Revue“ entwickelt, die Beachtung jedes gebildeten Deutschen. Zu Anfang des 13. Jahrhunderts, als bereits der Süden Siebenbürgens von Deutschen besiedelt war, wanderten die ältesten deutschen Ansiedler in die Walachei ein. Die größte der damaligen von Sachsen und Siebenbürgern bewohnten Ansiedlung war Himpolung, wo durch Jahrhunderte Deutsche wohnten. In der Moldau, jenem nördlichen Teil Rumäniens, zu dem damals auch die heutige österreichische Provinz Bukowina gehörte, lassen sich seit der 2. Hälfte des 14. Jahrhunderts in zahlreichen Orten Deutsche nachweisen. Für einzelne dieser Orte waren deutsche Namen üblich, so kam für Romaa die Bezeichnung „Romesmarkt“ und für Jassy „Josmarkt“ und „Jahmarkt“ vor. Seit dem 15. Jahrhundert wurden jedoch für viele deutsche Ansiedlungen im heutigen Rumänien die Verhältnisse ungünstig. Hieran waren die zahlreichen Kriege der Donaufürstentümer und auch die Einfälle russischer Heere schuld. Im 18. Jahrhundert, als die Lage sich beruhigt hatte, wurden von einzelnen Fürsten neue deutsche Ansiedler herbeigeholt, woraus sich ersehen läßt, wie sehr man mit den Leistungen der Deutschen zufrieden war. Besonders begehrt waren deutsche Handwerker und Kaufleute. So entstanden verschiedene neue Ansiedlungen, unter denen in der Walachei besonders Bukarest genannt sei. In der Walachei wohnten Deutsche, u. a. Craiova, Turnu, Severin,

Braila mit Jakobsonstal usw., in der Moldau vornehmlich in Jassy, Bakau, Roman, Galatz usw. In den genannten und noch vielen anderen Orten ließen sich nach und nach deutsche Handwerker, Kaufleute, Fabrikanten, Ingenieure und Lehrer nieder. Durch den Aufschwung, der dem aus der Vereinigung der Walachei und Moldau entstandenen Rumänien unter Karl von Hohenzollern-Sigmaringen in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts zuteil wurde, fand die deutsche Einwanderung vielfach Förderung. Weniger ausgedehnt waren die Niederlassungen deutscher Bauern, die sich fast ausschließlich auf die südlich der Donaumündung gelegene Dobrudscha beschränkten. Hier wurden von den Kolonisten viele Dörfer begründet, die sich durch die in ihnen herrschende Ordnung und die Wohlhabenheit ihrer Bewohner auszeichnen. In der Dobrudscha zählt man ungefähr 6500 Deutsche, die Gesamtzahl aller Deutschen in Rumänien beziffert sich auf 50 000. Gleich ihren Brüdern in anderen Karpatenländern wirkten auch die Deutschen in Rumänien fühlbar kulturfördernd. Das deutsche Handwerk stand in solchem Ansehen, daß sogar Zünfte nach deutschem Muster gebildet wurden. Die Gewerbezunft in Suczawa z. B. wurde nach deutschem Beispiel eingerichtet. Auch die ersten Brauereien und die Einführung des Mühlenbaues sind auf zahlreiche Deutsche zurückzuführen. Ebenso wurden Bergwerkbetriebe von den deutschen Ansiedlern unternommen. Daß auch gegenwärtig in Rumänien viele deutsche Handwerker tätig sind, kommt schon in den überaus zahlreichen damit zusammenhängenden deutschen Lehnwörtern in Rumänien zum Ausdruck. Auch unter den Buchdruckern, Verlegern und Buchhändlern sind zahlreiche Deutsche zu finden. Neben den Handwerkern traten besonders die deutschen Kaufleute hervor, und auch heute spielen deutsches Geld und deutscher Unternehmungsgeist in Rumänien eine bedeutende Rolle. Hier von legen zahlreiche Fabriken und Einrichtungen in der Holzgewinnung und Petroleumindustrie Zeugnis ab. Auch die Einrichtungen städtischen Wesens beruhen in größeren Orten auf deutscher Grundlage. Straßenpflasterung, die erste Rohwasserleitung und die Anfänge des Gasetwesens in Bukarest z. B. stammen von Deutschen und Österreichern. Trotz des im 19. Jahrhundert erstarkten französischen Einflusses hat die deutsche Einwirkung auch auf geistigem Gebiete allmählich wieder zugenommen. Eine Reihe der hervorragendsten Gelehrten Rumäniens ging ihrem Studium an deutschen Universitäten nach. Im Jahre 1906 wurde an der Bukarester Universität ein Lehrstuhl für die deutsche Sprache errichtet. Die rege Anteilnahme der Rumänen an der deutschen Literatur ist aus der lebhafter gewordenen Nachfrage nach deutschen Büchern und aus der wachsenden Zahl der Übersetzungen aus dem Deutschen zu ersehen.

„Eine jede Kugel trifft ja nicht. . .“ Eine höchst eigenartige Statistik über den geringen Grad der Trefflichkeit der Gewehrgehosse im gegenwärtigen Kriege wissen französische Blätter zu melden. Da nach dieser Statistik unter 100 Kugeln nur eine trifft und unter 35 getroffenen Soldaten nur einer der Bewundung erliegt, wären bei einer Durchschnittsrechnung 3500 Kugeln erforderlich, um einen Mann zu töten.

Wie lange darf eine Rede dauern? Mit dieser Frage, die angesichts der genugsam bekannten Redewut im Lager der Alliierten nicht einer gewissen Aktualität entbehrt, beschäftigt sich der „Daily Chronicle“. Nach der Ansicht des Gelehrten Dr. Caker wären 30 Minuten die äußerste Dauer für eine wirksame Rede. „Wenn man 30 Minuten lang einer Rede gelauscht hat,“ bemerkt er, „ist es unbedingt genug, da man sich sonst in den meisten Fällen bewogen fühlt, in tiefen Schlaf zu fallen.“ Die englischen Kirchenbesucher jedoch haben sich in der Mehrzahl für noch kürzere Reden entschieden und wünschen nicht, daß eine Sonntagspredigt länger als 20 Minuten dauere. Daß man sich auch in früherer Zeit über allzu lange Reden nicht erfreut zeigte, beweist eine von der Königin Viktoria stammende Sanduhr, die als Reliquie in der Savoy-Kapelle aufbewahrt wird. Diese Sanduhr, die genau 18 Minuten läuft, wurde von der Königin bei der Renovierung der Kapelle im Jahre 1867 gespendet. Dieses Geschenk sollte den Wunsch zum Ausdruck bringen, daß die Kirchenredner sich kürzer fassen mögen. Was würde die Königin aber erst gesagt haben, wenn sie von dem heutigen Redestrom in England erführe? . . .